©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

BURGENLÄNDISCHE
HEIMATBLÄTTER

Herausgegeben vom Amt der Burgenländischen Landesregierung,
Landesarchiv / Landesbibliothek und Landesmuseum

48. Jahrgang | Eisenstadt 1986 | Heft Nr. 1

Das Burgenland während der Periode der Türkenkriege*

Von Harald Prickler, Eisenstadt

I. Zum Titel: Unter Burgenland ist selbstverständlich der geographische Raum des heutigen Burgenlandes verstanden, wobei die östlich und westlich angrenzenden Bereiche, die mit diesem Raum in einer mehr oder minder intensiven Schicksalsgemeinschaft verwoben waren, mitberücksichtigt werden: St. Gotthard, Körmend, Steinamanger, Güns, Ödenburg, Ungarisch-Altenburg und Raab einerseits, Hainburg, Bruck a.d.L., Wiener Neustadt, Hartberg, Fürstenfeld andererseits sind aus der burgenländischen Geschichte nicht wegzudenken, als unmittelbare Bezugspunkte im Norden und Süden sind die Städte Preßburg und Radkersburg anzusehen.

Die Periode der Türkenkriege im strengen Sinn wird begrenzt durch die Jahre 1529 und 1683, in denen die Türken versuchten, Wien zu erobern. Im weiteren Sinne gehören zu dieser Epoche aber auch die Zeiträume davor und danach: Die benachbarten Länder Steiermark und Krain wurden bereits im späten 15. Jh. von den Türken angegriffen, in unserem Raum bildeten die auf die türkischen Befreiungskriege folgenden ungarischen Nationalerhebungen zu Beginn des 18. Jh. für das geplagte Volk eine Erlebniseinheit mit den Schrecken der Türkenkriegszeit; diese Kriege werden bei uns gewöhnlich als „Kuruzzenkriege" bezeichnet, in Ungarn hingegen — etwas pathetisch — als „Rákóczi-Freiheitskampf"

Im einzelnen wurde das Gebiet des Burgenlandes während dieses Zeitraumes durch kriegerische Ereignisse in folgenden Jahren mehr oder minder berührt:

1. *1529.* 1. Türkenbelagerung Wiens. Damals wurden weite Teile des Landes, vor allem im Norden, verwüstet, beim Rückzug der Türken geriet auch der mittlere und südliche Landesteil in Mitleidenschaft.

* Unveränderter Text eines Vortrages im Rahmen des „Landeskundlichen Diskussionsnachmittages" am Landesarchiv, 7. XII. 1983.

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

2. *1532.* Der geplante Zug Sultan Solimans II. nach Wien wurde beim Städtchen Güns aufgehalten und führte danach über Wiener Neustadt in die Ost- und Untersteiermark, Streifscharen der Türken drangen bis zur Enns vor. Der burgenländische Raum als unmittelbares Hinterland von Güns hatte natürlich während der Belagerung besonders schwer zu leiden.

3. Während des sogenannten „Fünfzehnjährigen" oder „Langen" Türkenkrieges *1593—1606* wurde unser Landstrich in zwei Jahren vom Kriegsgeschehen direkt berührt: 1594, nach dem Fall der Festung Raab, drangen tatarische Streifscharen nach Westen vor und verbrannten im Seewinkel und auf dem Heideboden mehr als zehn Dörfer; 1605 verbanden sich die ungarischen Aufständischen unter dem Siebenbürger-Fürsten Bocskay mit den Türken und Tataren und überzogen in mehreren Wellen das westungarische und ostösterreich-steirische Grenzgebiet. Während des Feldzuges wurde Ödenburg durch mehrere Wochen vergeblich belagert, in dieser Zeit geriet das Hinterland in Not und Verderben, die Angriffe der Rebellen auf Bernstein, Hartberg, Radkersburg, eine verheerende Niederlage der kaiserlichen Partei bei Steinamanger wirkten sich für das Südburgenland katastrophal aus.

4. *1619—1622.* Der ungarische Nationalaufstand des Fürsten Gabriel Bethlen gegen die Habsburger hat zwar mit den Türken nichts zu tun, für die in den Feldzügen Bethlens gegen die Westgrenze des ungarischen Königreichs gepeinigte Bevölkerung verdrängten jedoch die Schrecken der sogenannten „Bethlehemischen Flucht" für lange Zeit die Erinnerung an die früheren Türkenkriege.

5. *1662—1664.* Der an zwei Fronten im heute slowakischen Oberungarn und im südwestungarisch-nordkroatischen Bereich ausgetragene Krieg endete mit dem Abwehrsieg Montecuccolis bei Mogersdorf St. Gotthard 1664 und mit dem von den Ungarn als Schmach empfundenen Frieden von Eisenburg/Vasvár; der Krieg berührte zwar unser Gebiet nur kurz, der Durchzug der kaiserlichen Truppen und ihrer Hilfsvölker sowie eine starke Fluchtbewegung der Bevölkerung beim Herannahen der Front verursachten aber doch folgenschwere Beeinträchtigungen.

6. *1683.* Beim letzten Versuch der Türken, die Reichshauptstadt Wien zu erobern, geriet unser Landstrich für mehr als zwei Monate in die Botmäßigkeit der Türken bzw. der Kuruzzen; im Gegensatz zu früheren Kriegen gelang es diesmal manchem Magnaten unseres Raumes, auch den Freistädten, durch rechtzeitige Huldigung und Unterwerfung das ärgste Verhängnis für ihre Besitzungen und Untertanen abzuwenden, wenngleich der Kleinkrieg, der sich zwischen den „türkentreuen" Batthyány bzw. ihren Untertanen und den Steirern entwickelte, in seinem Effekt nicht viel von den Verwüstungen unterschied, die von den Türken, Tataren und Kuruzzen in den Besitzungen der habsburgtreuen Grafen Esterházy und Kéry angerichtet wurden.

7. *1704—1709.* Während der Kuruzzenkriege durchzogen aufständi-

I 90447

Sno Ih 1062/1986

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

sche Kuruzzen und kaiserliche „Labanzen" immer wieder unser Gebiet, lieferten sich gelegentlich Schlachten und plagten gleicherweise die arme Landbevölkerung durch Requirierung von Viktualien, Vieh, Wein, Futtermitteln usw. Zweifelsohne haben die Kuruzzenkriege wegen ihrer Langwierigkeit zu der merklichen Verarmung der nordburgenländischen Bevölkerung im 18. Jh. gegenüber dem 17. Jh. beigetragen, zumindest haben sie einen bereits bestehenden ökonomischen Prozeß in seiner Wirkung verstärkt.

Das burgenländische Volk wurde aber nicht nur während der vorgenannten Kriegsjahre unmittelbar von der politischen Frontstellung zwischen den beiden Kaiserreichen berührt, auch dazwischen gab es viel Leid, das von einquartierten Soldaten und durchziehenden Söldnertruppen verursacht wurde; besonders schwerwiegend waren z.B. die von spanischen Söldnern 1553 im Bereich der Herrschaft Landsee angerichteten Schäden. Immer wieder wurde unser Landstrich auch von marodierenden, aus den Grenzfestungen im Landesinneren Ungarns ausgebrochenen meuternden Soldaten durchstreift. Der langwierige Bürgerkrieg der Gegenkönige Ferdinand I. und Johann Szápolyay, der durch Waffenstillstände und Friedensschlüsse immer nur für kurze Zeit unterbrochene Türkenkrieg im Landesinneren Ungarns versetzte auch unser im Hinterland liegendes Gebiet immer wieder in Unruhe; im Zusammenhang mit dem Fall der Festung Sziget im Jahre 1566 ist z.B. eine Welle kroatischer Flüchtlinge in unser Gebiet gekommen.

II. In der **populären Geschichtsdarstellung** des Burgenlandes ist die Periode der Türkenkriege von bestimmten Klischeevorstellungen gekennzeichnet: Es herrscht allgemein die Meinung, durch die Kriegszerstörungen sei eine Verarmung des Landstrichs, durch Verwüstung älterer Bauwerke eine geringere Dichte künstlerisch bedeutsamer Bauten im Vergleich zu den reichen österreichischen Nachbarländern verursacht worden.

Eine weitere vielverbreitete Vorstellung ist die „weitgehende Entvölkerung" des burgenländischen Raumes infolge der Türkenkriege, die in der Folge die Ansiedlung der Kroaten ermöglicht habe.

Ein drittes Klischee ist die Reduzierung der Verhaltensweisen der von den politischen und kriegerischen Ereignissen betroffenen Bevölkerung samt ihrer adeligen Führungsschichte auf vereinfachende Begriffe wie „Tapferkeit", „Treue", „Heldentum" einerseits bzw. „Untreue", „Verrat", „Feigheit" usw. andererseits. Diese Klischeevorstellungen sind z. Teil falsch, zumindest ungenau und unvollständig.

Im folgenden sollen einige Aspekte des vielschichtigen Themas vorgeführt werden; Vollständigkeit wird hiebei weder erstrebt noch ist sie erreichbar. Wichtig scheint auch nicht eine minutiös genaue Schilderung des Verlaufes der kriegerischen Ereignisse im Detail zu sein, wir haben ja schon gehört, daß unser Gebiet zumeist nicht Zielgebiet, sondern nur Durchzugsgebiet gewesen ist und daß sich hier nur selten Schlachten von entscheidender Bedeutung ereignet haben, wie z.B. 1664 in Mogersdorf. Wichtiger ist

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

das, was sich in dieser Zeit ereignet hat, das dauerhaften Einfluß auf die burgenländische Wirklichkeit ausgeübt hat, kurz gesagt, das, was uns von den Türken bzw. aus der Periode der Türkenkriege erhalten geblieben ist.

III. 1. Die Wehrbauten.

Zu Beginn des 16. Jh. befanden sich die Wehrbauten des österreichisch-ungarischen Grenzraumes in der Regel in einem veralteten Zustand, der zwar eine Verteidigung gegen einen mit konventionellen Mitteln angreifenden Feind durchaus gestattete, jedoch gegen den Einsatz schwerer Artillerie und eines modernen Riesenheeres kaum genügen konnte. Die gerade noch glimpflich verlaufene Verteidigung Wiens 1529 führte der habsburgischen Seite die Notwendigkeit eines verstärkten Ausbaues der Wehranlagen mit Stein- und Ziegelbauten der modernen, in Italien entwickelten Renaissance-Fortifikationstechnik vor Augen, andererseits machte die vergebliche Belagerung von Güns 1532 den Türken klar, daß der Einsatz der schweren Artillerie sogar zur Eroberung verhältnismäßig kleiner Festungswerke unerläßlich war. In den späten Dreißiger- und Vierzigerjahren des 16. Jh. begann der Ausbau der Stadtbefestigung von Wien durch „welsche" Baumeister; dieses Modell wurde nach der Dreiteilung Ungarns auch auf die „Grenzhäuser", und „Grenzburgen" im habsburgischen Restungarn ausgedehnt. Die Burgen samt anliegenden städtischen Siedlungen wurden mit einem mächtigen Mauerring umgeben, an den strategisch wichtigen Stellen mit sternförmig vorspringenden Basteien verstärkt; aus diesen mit Kanonen bestückten Basteien konnten feindliche Angriffe schon in größerer Entfernung abgehalten werden, durchgebrochene Truppen auch von den Kurtinen, den zwischen den Basteien liegenden Mauerabschnitten, abgewehrt werden. Aus Oberitalien, vor allem aus dem Mailändischen, ergoß sich nun ein Strom welscher Fortifikationsbaumeister nach Mitteleuropa, viele dieser Meister kamen aus der Gegend des Comosees, weshalb man diese Gruppe mit der Bezeichnung „*Komasken*" versehen hat; zu ihnen gehörten auch Steinmetze, Bildhauer, Maler, Stukkateure und andere mit dem Bauwesen verbundene Berufe.

Wie sahen die Befestigungswerke im eigentlichen burgenländischen Bereich am Ende des Mittelalters aus? In den Burgen finden wir in der Regel als Zentrum der Wehren einen mächtigen, mehrgeschoßigen Bergfried, zumeist rund bzw. mit kielförmiger Kante nach außen; als Beispiel sei auf Landsee, Forchtenstein, Schlaining und Bernstein verwiesen. Viereckige Bergfriede gab es in Güssing, Lockenhaus, Güns und Ungarisch-Altenburg, auch in Eisenstadt. Das feste Haus, der Palas oder Wohntrakt, sowie die Nebengebäude, Gesinde- und Wirtschaftsräume umschlossen den inneren Hof. Der äußere Hof, Zwinger, wurde durch eine Ringmauer oder ein aus Wall, Palisaden und Graben bestehendes Erdwerk nach außen abgeschirmt und durch ein steingemauertes Zugbrückentor verstärkt. Bei den Höhenburgen genügte unter geschickter Ausnützung der Steilhänge diese Befestigung zur Abwehr von Angriffen; so ist uns aus dem Mittelalter kaum eine Nachricht

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

über die Eroberung der Burgen Bernstein, Forchtenstein, Lockenhaus oder Landsee überliefert.

Die in der Ebene liegenden Burgen verstärkten ihr Wall-Zaun-Grabensystem durch die Einleitung von Wasser in den Graben bzw. wurden mehrere Ringe von Wällen mit Palisaden und Wassergräben um die Burg herumgeführt. Das wohl großartigste Beispiel dieser Art ist *Eberau:* Die Burg wurde samt dem anliegenden Markt durch ein noch heute im Gelände teilweise erkennbares System mehrfacher Gräben und Vorwerke zur größten Verteidigungsanlage dieser Art ausgebildet, die man heute in Österreich finden kann. Die Bauweise mit Holzpalisaden, Erdwällen und Wassergräben wurde im 16. Jh. im Gegensatz zur Renaissance-Steinbauweise als „modus hungaricus", sozusagen als „altväterische" Bauweise, bezeichnet.

Diese Bautechnik mit vergänglichen Materialien wurde in unserem Landstrich auch noch um die Mitte des 16. Jh. und später angewendet, wenn es das Gelände erlaubte und das Geld für den überaus kostspieligen Bau steinerner Renaissancemauerringe und -Basteien nicht vorhanden war. Niclas Jurischitz d. Jüngere, Neffe des berühmten Verteidigers von Güns, erbaute 1545/7 im Wiesengelände der Rabnitz zwischen Mannersdorf und Unterloisdorf eine Festung, die „*Neuhof*", „*Nemesközépmalomhely*", oder „*Tabor*" genannt wurde; gegen den Neubau protestierte die Stadt Güns, eine von König Ferdinand I. eingesetzte Kommission verwarf jedoch die Bedenken; sie legte ihrem Bericht einen Abriß der Anlage bei, dem zu entnehmen ist, daß das feste Haus von einem zweifachen, mit dem Wasser der Rabnitz gespeisten Grabenring mit Erdwällen und Palisaden umgeben war. Diese Befestigungstechnik erforderte eine häufige Reparatur: Die Verteidigungswerke von Eberau wurden z.B. noch im 18. Jh. mittels Untertanenrobot instand gehalten, u.zw. wurde jedem Dorf ein bestimmter Abschnitt zur Instandhaltung und -setzung übertragen.

Halten wir fest, daß der Bau von steinernen Befestigungsanlagen in der Manier der italienischen Renaissance eine sehr teure Angelegenheit war, daß hierfür entweder eine entsprechend starke materielle Basis in Form einer wirtschaftskräftigen großen Herrschaft oder eine andere spezielle Situation erforderlich war, die den Bau ermöglichte.

Von den Städten unseres Raumes hatten Preßburg und Ödenburg als ungarische Freistädte, Hainburg, Bruck, Wiener Neustadt, Hartberg, Fürstenfeld und Radkersburg als landesfürstliche Städte bereits im Mittelalter starke Befestigungen erhalten. Auch die grundherrlichen Städte Güns, Güssing und Schlaining sind schon im Mittelalter mit Steinmauern umgürtet worden; dies trifft auch auf Eisenstadt zu, dessen Mauerrecht aus 1371 stammt, die erste Nachricht von einer „civitas munita" aus 1390.

Als Beispiel, an dem die moderne Renaissance-Fortifikationstechnik wohl am konsequentesten ausgeführt wurde, wollen wir die Burg „*Bernstein*" vorführen. Sie gehörte zu den sogenannten „verpfändeten" Burgherr-

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

schaften, die im 15. Jh. der spätere Kaiser Friedrich III. in seinen Besitz gebracht hatte. Sie waren durch die Unterstellung unter die von Maximilian I. und Ferdinand I. neugeschaffene österreichische Zentralverwaltung im 16. Jh. in eine ambivalente Lage gekommen: Sie wurden zwar als „auf dem Ungarischen gelegen", jedoch als „zu Österreich gehörig" betrachtet und hatten die Steuerlasten des Landes Österreich unter der Enns zu tragen; gegen die faktische Ausgliederung wurde von den Ungarn immer wieder protestiert, in den Jahren 1626 bzw. 1647 wurden diese Gebiete Ungarn „reincorporiert", wieder eingegliedert, und fielen in die Steuerhoheit der ungarischen Stände zurück. Bernstein war 1517 vom Kaiser den Brüdern Königsberg verpfändet worden, Angehörigen einer im Viertel unter dem Wienerwald reich begüterten Ritterfamilie, der u.a. die Burgen Seebenstein, Aspang, Thomasberg, Ziegersberg und Schwarzenbach gehörten. Ehrenreich v. Königsberg, der jüngste der Brüder, begann im Krieg Ferdinands I. gegen den Gegenkönig Johann bei der Belagerung und Eroberung von Steinamanger im Jahre 1530 eine glänzende militärische Laufbahn, die ihn über den Festungskommandanten von Raab 1540 bis zum ersten Präsidenten des im Jahre 1556 errichteten ständigen Hofkriegsrates in Wien führte. Er bekleidete diese Würde, die etwa dem heutigen Verteidigungsminister entspricht, bis zu seinem 1560 erfolgten Ableben. Seine Stellung in der militärischen Hierarchie, die ihn auch in engen Kontakt zum ungarischen Palatin und Herrschaftsnachbarn Thomas Nádasdy brachte, half ihm, den Landesfürsten von der Notwendigkeit des Ausbaues Bernsteins zu überzeugen. Nachdem der Großbau mit einem geschätzten Kostenaufwand von 1500 fl im Jahre 1540 bewilligt worden war, wurde mit dem Bau aber erst im Jahre 1546 begonnen; den Plan verfaßte bezeichnenderweise der kaiserliche Baumeister *Francesco de Pozzo*, der Schöpfer der Wiener Befestigungswerke nach der ersten Türkenbelagerung; als ausführenden Baumeister finden wir *Gianmario de Pozzo*, wahrscheinlich einen Verwandten des Vorgenannten. In der Folge erleben wir einen Prozeß, der uns frappant an Großbauwerke aus jüngerer Zeit erinnert: Der Bau zieht sich schleppend dahin, wird immer wieder durch Baukommissionen begutachtet, die Planung wird immer wieder erweitert bzw. abgeändert, der Bau durch Konflikte mit den Bauarbeitern und den gegen die hohen Robotleistungen protestierenden Untertanen unterbrochen; letztlich zieht er sich bis um 1590 hin. Seit 1557 wurde als Finanzierungsmodus die Einbehaltung der Landsteuern durch den Pfandherrn Königsberg und die verrechenbare Verbauung derselben durch den Kaiser bewilligt, wogegen jedoch die Landstände Niederösterreichs bzw. deren Exekutivorgan, die Verordneten, Jahr für Jahr protestieren und feinsäuberlich die hinterstellige Steuerschuld samt Zinsen und Zinseszinsen notieren. Als das Bauwerk endlich abgeschlossen ist, belaufen sich die Gesamtkosten auf mehr als 15.000 fl, das Zehnfache des ursprünglichen Ansatzes! Die mächtige Anlage mit den starken Basteien und dem tiefen, in den Fels geschlagenen Brunnen erfüllte hinkünftig eine wichtige Rolle als Zu-

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

fluchtsort für weite Teile der heutigen Bezirke Oberwart und Oberpullendorf und konnte 1605 einen Angriff der Heiducken unter ihrem Anführer Hagymássy erfolgreich abwehren. Die Querelen wegen der Steuerschuld zogen sich aber noch jahrzehntelang hin: Ludwig v. Königsberg verweigerte in den Zwanzigerjahren des 17. Jh. die Anerkennung der Ständeforderung mit dem Argument, daß Bernstein eigentlich auf dem Ungarischen gelegen sei und daher nicht unter die Steuerhoheit Österreichs falle! Sein Sohn Ehrenreich Christoph, der 1644 Bernstein samt seinen anderen Burgen Aspang, Thomasberg und Zigersberg um 325.000 fl an Adam Batthyány verkaufte, war hiezu durch eine ungeheure Schuldenlast gezwungen; vielleicht ist es den österreichischen Ständen damals, in letzter Minute, gelungen, die Rechtmäßigkeit ihres Anspruches durchzusetzen.

Das zweite Bauwerk, das in der neuen Renaissancemanier „modo fortalicii", in der Art einer Festung, begonnen, jedoch viel früher als Bernstein fertiggestellt wurde, war das Schloß *Lackenbach.* Erasmus Teuffl, Herr der großen, wirtschaftskräftigen Herrschaft Landsee, erbaute in dem hiefür besonders geeigneten flachen Wiesengelände von Lackenbach das mit einem sternbasteiverstärkten Mauerring und Wassergraben umgebene Schloß in den Jahren 1548 bis 1552; zweifelsohne waren hier auch italienische Baumeister am Werk, vielleicht ist der unter Teuffls Nachfolger als Besitzer von Landsee, dem Erzbischof Nicolaus Oláh von Gran, genannte Baumeister *Geronimo Mariano* als Schöpfer anzusehen. Italienische Baumeister und Steinmetzen finden wir in der Folgezeit auch in *Landsee, Rechnitz, Ungarisch-Altenburg, Körmend, Deutschkreutz, Lockenhaus, Sárvár* und anderen Burgbauten beschäftigt, ebenso in *Güssing, Schlaining,* mit hoher Wahrscheinlichkeit auch in *Kobersdorf, Stegersbach, Jormannsdorf* u.a. Orten. Als letzte der mittelalterlichen Burgen ist *Forchtenstein* im 17. Jh. mit einem mächtigen Basteigürtel umgeben worden. Bauherr war Nicolaus Esterházy, der die Burg 1622 zunächst von der Niederösterreichischen Kammer in Pfandbesitz, 1626 ins Eigentum übernommen hatte. Planverfasser und leitender Baumeister des Umbaues, dem auch die innere Burg mit Ausnahme des Bergfrieds zum Großteil unterworfen wurde, war der kaiserliche Baumeister *Simone Retacco,* der sich als Erbauer des Leopoldinischen Traktes der Wiener Hofburg ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, im bgld.-westungarischen Raum auch im Dienste Adam Batthyánys (Güssing, Rechnitz) und anderer Magnaten tätig war. Der Neubau Forchtensteins begann 1629 und war nach fünfzehn Jahren weitgehend abgeschlossen, als ausführende Baumeister finden wir neben *Domenico Carlone,* dem Angehörigen einer in Österreich durch viele Glieder vertretenen bedeutenden Baumeisterdynastie, auch einheimische Maurermeister, und, was besonders interessant ist, als Zimmermänner ebenso wie in Landsee wiedertäuferische Handwerker vertreten. Der „brüderische" Hofzimmermann *Georg Peyker* (Peyer) ist nicht nur als Schöpfer der Forchtensteiner Schloßdachkonstruktion anzusehen, er baute in der Folge auch in der Umgebung Kirchendachstühle

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

und Mühlen, u.a. in der damals evangelischen, heute katholischen Pfarrkirche von Rust; die Leithamühle von Neudörfl war ebenso sein Werk wie die große, 12-gängige Mühle von Wimpassing. Der Umbau bzw. Neubau von Forchtenstein kostete insgesamt mehr als 32.000 fl, die von Nicolaus Esterházy z.T. mit Bargeld, z.T. mit Wein abgegolten wurden. Die hohen Kosten wurden z.T. in der Form hereingebracht, daß der Grundherr auf jede Untertanensession der Grafschaft Forchtenstein einen Gulden Auflage aufwarf. Nicht berücksichtigt in dieser Kostenrechnung sind die Beistellung von Baumaterialien aus den herrschaftseigenen Steinbrüchen, Ziegelöfen, Kalköfen und Wäldern, sowie die von den Untertanen mittels Robot verrichteten kostenlosen Fuhrdienste. Auch der berühmte tiefe Brunnen der Burg, Attraktion jeder Burgführung, verdankte seine Entstehung den welschen Baumeistern, die Erzählung von den türkischen Gefangenen, die in harter „Fron" (!) den Brunnen gegraben haben sollen — sie wird den Burgbesuchern immer wieder aufgetischt — ist ins Reich der Fabel zu verbannen.

Außer den genannten Orten Eisenstadt, Güssing, Stadtschlaining, deren Wehrmauern aus dem Mittelalter stammten, versahen sich in unserer Periode auch einige Märkte mit basteiverstärkten und torbewehrten Ringmauern; dazu gehören *Rust, Purbach, Donnerskirchen, Kroisbach.* Für *Neusiedl am See* und *Rechnitz* sind gemauerte Zugbrückentore überliefert, die auf die Existenz einer Ringmauer schließen lassen; alle diese Orte waren damals Märkte; aber sogar für ein Dorf *(Oggau)* ist der Bau einer Steinmauer mit Toren im 17. Jh. nachweisbar.

1512 erhielt Graf Peter v. St. Georgen-Bösing die köngliche Erlaubnis, seinen zur Herrschaft Ungarisch-Altenburg gehörigen Markt *Rust* mit Mauern, Gräben und anderen Schutzwehren befestigen zu dürfen. Die bisherige Historiographie hat angenommen, daß Rust damals tatsächlich mit einer Ringmauer umgeben worden ist, wobei das obere Tor im Bereich zwischen der Fischerkirche und dem Rathaus angelegt worden sein soll, das untere Tor mit der heute als „Seetor" bezeichneten Öffnung identisch gewesen sei. Diese Theorie ist jedoch im Lichte der Quellen kaum haltbar; wahrscheinlich wurde nach 1512 nur der Kirchhof um die Ägidi- und Pankrazi-Kirche („Fischer-Kirche") ummauert, der Marktort selbst aber nur mit einem Wall-Palisaden (bzw. Speltenzaun-)-Graben-System umgeben, in das zwei Holztore an der Stelle der späteren Steintore am oberen und unteren Ende der sogenannten „Langen Zeil", eingefügt waren. 1529, 1532 und 1605 wurde der Markt von feindlichen Truppen geplündert und in Brand gesteckt. 1613 suchte Rust beim Kaiser um Erlaubnis an, sich mit einer steinernen Ringmauer umgürten zu dürfen, da die beständig erforderliche Reparatur der hölzernen Wehranlagen wegen des Holzmangels des Marktes zuviel Geld verschlänge, während eine Steinmauer gleichsam „ewig" halten würde. Dem Ansuchen wurde nach Anhörung der Herrschaftsverwaltung von Ungarisch-Altenburg vom Kaiser stattgegeben, die Ringmauer mit

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

neun Basteien und zwei Toren im Jahre 1614 mit einem Kostenaufwand von rd. 3000 fl errichtet; als Baumeister tritt uns der Eisenstädter Stadtbaumeister *Anton von Allenguetten* entgegen, der aus der Schweiz stammte. Die Kosten wurden in der Weise aufgeteilt, daß die Gemeinde die Mauerabschnitte und Tore auf Gemeindegrund übernahm, während jeder Sessionsbauer für die Bezahlung und Instandhaltung des hinter seiner Hofparzelle, auf seinem Eigengrund, liegenden Mauerabschnittes selbst aufkommen mußte. Die Tore wurden 1643 bzw. 1658 mit starken Steinbauten besser armiert. Aus dem Ansuchen des Marktes um die Baubewilligung für die Ringmauer sowie aus den seit 1609 im Stadtarchiv aufliegenden Zechmeisterrechnungen geht eindeutig hervor, daß vor 1614 keine Ringmauer bestanden hat; es wäre auch nur schwer vorstellbar, daß eine erst nach 1512 erbaute Mauer nach einem Jahrhundert so vollständig verschwunden sein sollte, daß keinerlei Spuren von ihr mehr vorhanden waren und nicht einmal die Erinnerung an sie noch lebendig war.

Dem Beispiel Rusts folgte 1630/34 der volkreiche Markt *Purbach:* Die mit vier Sternbasteien an den Ecken und neun Rondellen ausgestattete Mauer hatte ursprünglich wohl nur zwei Tore, das durch ein sechseckiges Vorwerk verstärkte sogenannte „Türkentor" und das untere Tor gegen den See; das dritte Tor gegen Bruck bzw. Preßburg wurde wohl erst später eingebaut. Der Grundherr Nicolaus Esterházy wirkte insoferne an dem Werke mit, als er dem Markte Vergünstigungen in seinen urbarialen Verpflichtungen und die Inanspruchnahme herrschaftlicher Regalrechte, wie des Kalkbrennens, während der Bauzeit gewährte. Die Marktmauer von *Donnerskirchen* wurde gleichfalls im 17. Jh., knapp nach der Jahrhundertmitte, errichtet; sie war mit zwei Toren ausgestattet, der mit einer Steinmauer bewehrte Kirchhof bot dem Markt zusätzlichen Schutz. In die gleiche Zeit fiel die Erbauung der *Oggauer* Wehrmauer, wir dürfen annehmen, daß die wehrhaften Torbauten von *Neusiedl* und *Rechnitz* auch im 17. Jh. entstanden. In diesen Mauer- und Torbauten der Weinbaumärkte kommt nicht nur der Wunsch nach größerer Sicherheit in unruhigen Zeiten zum Ausdruck, sondern auch ein gesteigertes bürgerliches Selbstwertgefühl. In *Breitenbrunn* wurde ein starker Turm errichtet, als kleinbürgerliche Imitation der im 16. Jh. in vielen österreichischen und steirischen Städten (z.B. Enns, Judenburg, Pettau) erbauten mächtigen Stadttürme.

In den Dörfern bildete in der Regel die Kirche den einzigen festen Bau, der als Zufluchtsstätte dienen konnte und häufig mit Wehreinrichtungen, z.B. Schießscharten, ausgestattet war; mauerumgürtete Wehrkirchhöfe boten mancherorts verstärkten Schutz, wie in Marz, Kleinhöflein, Donnerskirchen. Die eng verbauten Straßen-, Anger- und Platzdörfer des Burgenlandes wiesen an sich in ihrer Anlage einen gewissen wehrhaften Charakter auf, da sie hinter den Hofparzellen von einem dichten Naturbuschwerk umgeben waren und die zwei Haupteingänge der Siedlung an ihren Schmalseiten bei Feindesgefahr rasch mit einem Holz-,,Verhack",-,,Verhau" ge-

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

schlossen werden konnten; solche Verhaue konnten streifende Reiter vom Eindringen in das Dorf abhalten, wie wir aus dem Beispiel von Forchtenau im Jahre 1605 wissen; gegen einen ernsthaften Angriff waren sie allerdings wirkungslos. Dieses aus dem Hochmittelalter stammende System des die Siedlung an den Längsseiten nach außen abschirmenden Gebüschzaunes, der häufig auch mit Graben und Wall verstärkt wurde, hieß „*Schanze*"; durch den späteren Einbau einer geschlossenen Stadelreihe wurde ihr ursprüngliches Aussehen verändert, z.T. aber konserviert; an sie erinnert heute noch z.B. die Bezeichnung „Schanzstraße" in St. Georgen oder der ungarische Ortsname von Eberau (Monyórokerék = das „Haselnußrund").

Während dieser Periode wurden aber auch im Walde befindliche ältere, zumeist aus der Eisenzeit stammende Wall- und Grabensysteme, ehemalige Fürstensitze, ebenso mittelalterliche Hausberge, zu Fluchtburgen adaptiert bzw. neue Schanzen im Wald und auf dem freien Feld errichtet; die bekanntesten sind die beiden Purbacher Schanzen im Leithagebirge, die Kuruzzenschanze von Oberwart, die Anlagen auf dem Forchtenauer Hausberg, dem Eisenstädter Burgstallberg, dem Landseer Heidenriegel und die mächtigen Wälle bei der noch im Mittelalter abgekommenen Burg am St. Veitsberg von Velem bei Güns. In der Breitenbrunner Schanze wurden 1683 der Überlieferung nach 500 Menschen erschlagen, zweifellos eine starke Übertreibung, die anhand der Pfarrmatriken verifiziert werden müßte. Manchmal kam es auch zu Versuchen, mit großen, überlokalen Einrichtungen das Vordringen des Feindes zu verhindern, zumindest zu erschweren: So hören wir im Jahre 1706 von einer Schanze bei Wolfs am Neusiedlersee, die über Ödenburg bis Forchtenstein fortgeführt werden soll. Die berühmteste dieser Anlagen ist die bereits im großen Türkenkrieg nach 1683 in Erwägung gezogene, in den Kuruzzenkriegen zwischen 1703 und 1706 tatsächlich errichtete Schanze zwischen Neusiedl am See und der Donau bei Petronell; sie war vor allem zum Schutze Wiens gedacht. Die Schanze bestand aus Erdwällen mit vorgelegten Gräben, dazwischen Palisaden, und war an vielen Stellen mit Sternforts, viereckigen Forts und dreieckigen Redouten verstärkt. Im Süden bildeten der aus dem Mittelalter stammende Tabor und der bewehrte Marktort Neusiedl den Abschluß vor der Natursperre des Neusiedlersees, im Westen wurde die Schanze durch die starken Burgen von Petronell, Rohrau, die Stadt Bruck u.a. gedeckt. Die in der Zeit der Franzosenkriege (nach 1800) noch weitgehend intakte Schanze ist heute im Gelände an einigen Stellen noch erkennbar.

2. Warneinrichtungen und Zufluchtstätten.

Zur überregionalen Warnung der Bevölkerung vor dem herannahenden Feind wurden im 16. Jh. die sogenannten *Kreidfeuer* (Kreudfeuer) eingerichtet. An besonders markanten Punkten, zumeist Bergspitzen, wurden die Vorrichtungen für das Abbrennen großer, weithin sichtbarer Warnfeuer getroffen, in gebirgigen Gegenden anstelle der Kreudfeuer Kreudschüsse eingerichtet. Die Festlegung dieser in den Vierteln unter dem Manhartsberg

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

und unter dem Wienerwald in einer langen Kette angeordneten Kreudstellen erfolgte in der Weise, daß von einer Stelle zur anderen Sicht- bzw. Hörweite bestand, sodaß binnen kurzer Zeit die Warnung über das ganze Land erfolgen konnte. Im engeren burgenländischen Bereich wurden Kreudfeuerstellen bei der Burg Scharfeneck im Leithagebirge, auf dem Kulmberg bei Sommerein, auf dem Steinkogel von Schützen a.Geb., auf dem Hausberg von Forchtenau, in Landsee und Bernstein eingerichtet. Das Wort „Kreid", „Kreud" ist mit dem englischen „cry", schreien, verwandt und bedeutet „Warnen", „Aufmerksammachen" Dem gleichen Warnzweck in engerem regionalem Rahmen diente das Glockengeläute von den Kirchtürmen bzw. Glockenstühlen und gemauerten Glockentürmen. Die an vielen Kirchenbauten des 17. Jh. errichteten Ballustradengänge an den Türmen, z.B. in Rust, Kroisbach, Großhöflein, Purbach und Leithaprodersdorf, hatten wie ihr großes Vorbild am Feuerturm von Ödenburg sicherlich nicht nur ästhetischen Wert, sondern dienten auch der Wache. Besser als die vielfach verwendete Bezeichnung „Wehrturm" für diese Bauobjekte wäre daher „Wachturm" bzw. „Warnturm"

Bei rechtzeitiger Warnung hatte die Bevölkerung des flachen Landes Gelegenheit zur Flucht in die hiefür bestimmten „*Fluchtorte*", in erster Linie in die benachbarten Burgen und Städte. Wir wissen beispielsweise, daß 1663 viele Bauern des Seewinkels und Heidbodens nach Rust, Purbach und Eisenstadt flüchteten, als sich die Kunde vom Herannahen der Türken aus Oberungarn verbreitete. Die Fluchtbewegung zog jedoch noch viel weitere konzentrische Kreise: 1683 befanden sich unter den Verstorbenen in den niederösterreichischen Burgen Starhemberg und Gutenstein im südlichen Wienerwald auch Flüchtlinge aus mehreren burgenländischen Orten, sogar aus Zanegg und Ungarisch-Altenburg auf dem Heideboden; das Zusammenpferchen so vieler Menschen und ihrer Habe auf engstem Raum bewirkte natürlich eine erhöhte Seuchengefahr und Sterblichkeit! Die Pfarrmatriken dieser Zeit, wenn sie vorhanden sind und gewissenhaft geführt wurden, stellen wertvolle Quellen zum Erfassen des Einzugsbereiches der Flüchtlinge dar; für das Burgenland sind in dieser Hinsicht neben den Matriken von Eisenstadt, Rust, Purbach besonders die der benachbarten österreichischen und steirischen Grenzstädte interessant.

Reichte in den Fluchtburgen und -Städten der Platz zur Aufnahme des Flüchtlingsstromes nicht aus, wurden in der Nähe liegende alte Erdwallanlagen verstärkt und verschanzt; sie dienten vor allem für die Aufnahme von Vieh und Wagen. Erfolgte die Warnung zu spät oder entschlossen sich die Untertanen zu spät zur Flucht, blieb als letzter Ausweg die Salvierung in nahegelegene Wälder, Höhlen, auf Inseln des Neusiedlersees, in die Kirche des Ortes; viele Bauern versuchten, in Grubenverstecken im eigenen Haus die kritischeste Zeit zu überdauern. Hiebei kam es manchmal zu schrecklichen Tragödien: Die Waisenbücher der Herrschaften Eisenstadt und Grafschaft Forchtenstein berichten aus dem Jahre 1605 von Menschen, die in der

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

Grube erstickten, als das Haus von den Feinden in Brand gesteckt wurde, von Frauen und Kindern, die in der brennenden Kirche zugrundegingen (Schützen a.G.); 1620 ereignete sich in Tschapring, als der Markt von den kaiserlichen Truppen auf Anstiften Esterházys aus Rache wegen der bethlentreuen Haltung des Grundherrn Nádasdy zerstört wurde, ein Wunder: Eine hochschwangere Frau fiel aus dem brennenden Kirchturm und war sofort tot, ihr berstender Leib brachte jedoch ein lebendes Kind zur Welt.

3. Die Wehrgesellschaft.

Die Kriege des 16. und 17. Jh. wurden auf der christlichen Seite hauptsächlich mit Söldnerheeren bestritten (im Gegensatz zum türkischen Heer, das zum überwiegenden Teil auf Feudalbasis aufgestellt wurde); die Soldaten wurden gegen die Zusage eines bestimmten Soldes für eine bestimmte Zeit angeworben; wir finden unter ihnen Wallonen, Reizen (= Serben), Kosaken, abenteuerlustige bzw. aus materieller Not zum Kriegsdienst gezwungene Menschen. Auf türkischer Seite kamen zu den Stammtruppen die gefürchteten tatarischen Hilfsvölker, die nur vom Versprechen auf reiche Beute zur Teilnahme an den Feldzügen verlockt wurden. Da wegen des chronischen Geldmangels der Hofstellen die Besoldung in der Regel zu spät eintraf, manchmal auch gar nicht, waren die Soldaten gezwungen, Requirierungen mit dem Versprechen der späteren Bezahlung durchzuführen. Ob bzw. wann die Bauern die versprochene Entschädigung bekamen, stand in den Sternen geschrieben. In ihrer Wirkung auf das geplagte Landvolk unterschieden sich daher die „christlichen" Heeresformationen kaum vom „Erbfeind christlichen Namens"; die zumeist wochenlange militärische Einquartierung hinterließ die Gemeinde ebenso geschädigt wie ein feindlicher Angriff; die Lebensmittel waren verzehrt, der Wein ausgesoffen, das Vieh verschleppt oder verzehrt; der einzige merkbare Unterschied bestand darin, daß die christliche Soldateska wenigstens die Siedlungen nicht in Brand steckte; aber auch in dieser Hinsicht gab es unrühmliche Ausnahmen: Ludwig v. Königsberg ließ 1605 die Dörfer der Herrschaft Lockenhaus in Brand stecken, weil deren Grundherrin, die geisteskranke Elisabetha Báthory-Nádasdy, angeblich zu den Aufständischen Bocskays hielt! Der Reitergeneral Basta, der im selben Jahr den Entsatz der belagerten Stadt Ödenburg leitete, ließ in der Folge die Siedlungen des östlichen Komitates Ödenburg anzünden und plündern, um seinen Soldaten einen „Recompens" für die hinterstelligen Soldzahlungen zu verschaffen; hierher gehört auch das vorhin vorgestellte Beispiel von Tschapring.

Städte und Märkte suchten sich von der Last der beschwerlichen militärischen Einquartierung zu befreien, indem sie sogenannte „Salva quardia"-Schutzbriefe vom Herrscher oder den befehlshabenden Armeekommandanten erwirkten; dies bedeutete, daß sie gegen die Aufnahme einer aus wenigen Männern bestehenden symbolischen Schutzwache bzw. gegen Entrichtung einer entsprechenden Abgabe Befreiung von der Einquartierung zugesagt erhielten; im Ernstfall nützten aber diese in feierlicher Form

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

ausgefertigten Schutzbriefe gar nichts. Unter dem Versprechen, sie vor der Einquartierung zu schützen, wurde den Untertanen von den Grundherren im 17. Jh. eine neue, schwere Abgabe aufgehalst, das sogenannte „Soldatengeld", auch „Quartiergeld" oder „Heugeld" genannt; diese Abgabe verhalf den Herrschaften zwar in friedlichen Zeiten zu einer Einnahmensteigerung, in Kriegszeiten konnte sie aber die Untertanen dennoch nicht vor Unbill schützen.

Eine überaus wichtige Rolle in den Türkenkriegen und in der Organisation des Militärwesens während dieser Periode spielte der einheimische burgenländisch-westungarische Adel. Von der Karriere Ehrenreichs v. Königsberg haben wir bereits vorhin gehört. Erasmus Teuffl, Herr von Landsee und Erbauer von Lackenbach, wurde 1552 als kommandierender General des königlichen Heeres in der Schlacht bei Fülek von den Türken gefangengenommen und in Konstantinopel geköpft, nach anderen Berichten in einem Sack im Bosporus ertränkt. Es gab keinen Grundherrn dieses Raumes, der nicht in seiner Jugend als Rittmeister, Anführer eines Reiterzuges oder Regiments, in späteren Jahren als Komissionsmitglied in beschwerlichen Kriegsdienstreisen, als Hofkriegsrat usw. seinen persönlichen Anteil an der vordersten Front des Abwehrkampfes gehabt hätte. Eine besonders wichtige Rolle spielte die Familie *Batthyány:* Ihr war die Hauptmannschaft über die „kanisische Grenze" anvertraut, die Betreuung jenes Grenzabschnittes, für den sich weder die österreichischen noch die innerösterreich-steirischen Stellen für zuständig erklärten: In die Kompetenz der Österreicher fiel der Abschnitt mit den Festungen und Grenzhäusern von der Donau bis zum Plattensee, die Innerösterreicher fühlten sich für den Abschnitt der kroatischen Militärgrenze von der Adria bis zur Mur zuständig; dazwischen lag ein Gebiet, das nach dem Fall der Festungen Sziget und Kanizsa durch das Grenzhaus Egervár nur notdürftig gedeckt war und die Türken immer wieder zum Vorstoß gerade in diese Richtung verlockte. Die Batthyány behalfen sich mit der Aufstellung einer Privatarmee, die beständig an die 500 Reiter umfaßte, manchmal auch mehr, und in den Burgen Güssing, Rechnitz, Schlaining und Körmend versorgt wurde; hiezu kamen noch die unter ihren Befehl gestellten Hußaren. Ein Großteil der von den ausgedehnten Batthyányschen Gütern produzierten Lebensmittel (Getreide, Wein und Vieh) ging für die Versorgung des Militärs auf, für den Handel, der in anderen Gebieten den Grundherren großen Gewinn brachte, blieb kaum etwas übrig. Auch andere Grundherrn folgten dem Beispiel der Batthyány: Ludwig v. Königsberg nahm im Jahre 1605 300 Fußsoldaten und 100 wallonische Reiter auf eigene Kosten auf. Sicherlich hat dieses Vorgehen Batthyánys und der anderen Grundherren das Südburgenland nicht immer vor dem Eindringen einer überwältigenden feindlichen Übermacht bewahren können, es genügte aber zum Schutze in den zwischen den akuten kriegerischen Ereignissen liegenden Zeiträumen; das Opfer, das von den Magnaten und ihren Untertanen in gleicher Weise gebracht wurde, trug aber zweifellos zu

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

der merklichen Verarmung des südburgenländischen Raumes gegenüber dem nordburgenländischen im 17. Jh. bei, weil Handel und Wandel stockten und sich eine arbeitsteilige Wirtschaft nur zögernd entfalten konnte.

Zusätzlich zu den Söldnertruppen und dem aus der mittelalterlichen Feudalverfassung herrührenden System der „Gültpferde" bzw. „Banderien" in Ungarn gab es in aktuellen Kriegszeiten auch in den österreichischen Ländern das „Aufgebot des 20., 10. oder 5. Mannes", in Ungarn als „Landwehr" bezeichnet; dies bedeutete, daß nach Erfordernis der Lage jeder 20., 10., oder 5. Untertan zu den Waffen berufen wurde; der Begriff „Hußar" (huszadik = der Zwanzigste) leitet sich davon ab. Auf diese Möglichkeit der Einberufung ist der Waffenbesitz der Untertanen zurückzuführen, den wir in den Verlassenschaftsabhandlungen und Vermögensinventaren des 16. und 17. Jh. in unseren Dörfern vorfinden: Hier werden Säbel, Rohre, Flinten, Karabiner und andere Waffen häufig erwähnt.

Die Bauern unseres Raumes wurden auch immer wieder zur unentgeltlichen Hilfsarbeit (Robot) beim Bau und der Reparatur der Grenzfestungen Raab, Pápa, Egervár usw. herangezogen. Hiebei kam es auch zu Konflikten mit den Untertanen der unter österreichischer Verwaltung stehenden sogenannten „verpfändeten" Herrschaften, die sich zu Robotleistungen in Ungarn nicht verpflichtet fühlten. Wir kennen beispielsweise ein Schadensverzeichnis der Gemeinde Lutzmannsburg aus dem Jahre 1631, aus dem hervorgeht, wieviel Schaden jeder der von Franz Batthyány zur Robot nach Egerszeg gezwungenen Bauern erlitten hatte; darunter sind beträchtliche Summen wie 30 fl nicht selten! Die Gemeinde mußte außerdem Batthyány 100 fl Bargeld, 1500 Schindel, 20000 Schindelnägel, 3000 Lattennägel, 1 1/2 Mut Hafer Günser Maß geben: der gesamte Schaden betrug 487 fl 22 kr.

Eine interessante Entwicklung nahm die Bürgerwehr in den ummauerten Städten und Märkten: Die Bürgerschaft wurde in einzelne „*Rotten*" mit je einem *Rottmeister* als Kommandanten eingeteilt, Oberkommandant über die gesamte Bürgerwehr war der anläßlich des Banntaidings alljährlich bestellte bzw. bestätigte *Hauptmann*. Den Rotten war die Verteidigung bestimmter Abschnitte der Stadtmauer übertragen, zumeist war derjenige Hausbesitzer Rottmeister, in dessen Hofparzelle eine Bastei, ein Rondell lag. Die Wehrmauer war an manchen Stellen mit Kanonen bestückt, z.B. war in Rust je eine Kanone beim oberen Tor, auf dem Kirchhof und unter dem Dach der Fischerkirche aufgestellt, das Eisenstädter Zeughaus, das im Rathaus untergebracht war, enthielt noch Ende des 18. Jh. sieben Kanonen, die in kritischen Zeiten beim unteren Stadttor und in den Basteien hinter dem Friedhof (Domkirche), beim Mauereck an der Ödenburgerstraße (heute: Rusterstraße) und im sogenannten Pulverturm aufgestellt wurden. Zur Erlangung des Bürgerrechts mußte eine Waffe hintergelegt werden, aus dem Zeughaus wurden in kriegerischen Zeiten die Waffen an die Bürgerwehr verteilt. Um in Übung zu bleiben, veranstaltete man regelmäßig Schießübungen. So entwickelte sich aus der ursprünglich der Ortsverteidigung ge-

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

widmeten Bürgerwehr ein geselliger Verein, die *Schützengesellschaft* oder Schützencompagnie, die mit Erlaubnis der Gemeinde sportlich-gesellige Schützenturniere veranstaltete. Die Schützenmeister luden hiezu die Schützengesellschaften der Städte und Märkte von weit und breit ein, als Preise für die besten Schützen wurden *„das Beste"*, *„der Kranz"* und *„der Ritter"* verliehen, wobei als das Beste zumeist ein vergoldetes Silbergefäß, als Kranz und Ritter häufig Textilien (z.B. Hosentuch) ausgeschrieben waren; der letzte Platz hieß die *„Sau"*

Das Schützenwesen fand in unseren Raum um 1600 nach dem Vorbild der österreichischen Städte Eingang; die Eisenstädter Schützengesellschaft wurde 1613 gegründet; sie rühmte sich im 18. Jh., als erste Schützengesellschaft Ungarns entstanden zu sein, was jedoch nicht stimmen kann, da die Ruster Schützen schon vor dieser Zeit nachweisbar sind, die Preßburger, Ödenburger und Günser Gesellschaften zweifelsohne auch bereits früher ins Leben gerufen worden sind. Aus den Städten verbreiteten sich die Schützenfeste auf die Märkte und auf die Dörfer: Im 17. Jh. wurden auf den Dorfkirchtagen regelmäßig Preisschießen abgehalten, die Regeln waren den städtischen Schützenfesten nachgebildet; die Grundherrschaft spendete für diese *Kirchtagsschießen* zumeist den ersten Preis, der in Apetlon z.B. *„der Ochse"* genannt wurde, und schickte die herrschaftlichen Jäger und Förster zur Teilnahme.

4. Das menschliche Schicksal.

Über das menschliche Schicksal, das persönliche Leid, Erlebnis während der kriegerischen Ereignisse, berichten Briefe, chronikalische Aufzeichnungen, Nachrichten in Verlassenschaftsabhandlungen, Pfarrmatriken usw. Diese Berichte sind mehr oder minder subjektiv gefärbt, mit Vorsicht aufzunehmen und kritisch zu bewerten. Als Beispiel für die Mehrdeutigkeit geschichtlicher Ereignisse und menschlichen Verhaltens, wie sie in kriegerischen Zeiten und Krisensituationen besonders deutlich hervortritt, sei die Geschichte des verschwundenen Kirchenschatzes von Rust kurz vorgeführt.

Als sich am Matthäustag des Jahres 1529 die Kunde vom Herannahen der Türken verbreitete und man bereits die Rauchschwaden in Brand gesteckter Dörfer und Mühlen sehen konnte, rief der Ruster Marktrichter Een die Bevölkerung des Marktes zusammen und ermahnte sie zur Verteidigung des Marktes. Er drohte, jeden, der fliehen wolle, eigenhändig zu erschießen. Als der Mesner fragte, was mit dem Kirchenschatz, für den er die Verantwortung nicht übernehmen wolle, geschehen solle, wurde beschlossen, diesen aus Geld, kostbaren liturgischen Gerätschaften, Meßgewändern u.a. bestehenden „Schatz" auf die einzelnen Mitglieder des Marktgerichtes zur Verwahrung aufzuteilen, um ihn wenigstens teilweise retten zu können, falls dem einen oder anderen etwas zustoßen sollte. Richter Een und der Geschworene Anglmacher gingen in die Kirche und brachten den Schatz an sich, ohne vorher den Pfarrer zu verständigen. Als sich einige Frauen in die

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

Kirche flüchten wollten, verscheuchte sie Anglmacher mit dem Hinweis, man könne im Notfall nichts für sie tun. Kurze Zeit darauf kam der Pfarrer Hans zur Kirche, aus der gerade der Richter und der Geschworene kamen; auf die Frage des Pfarrers nach dem Verbleib des Kirchenschatzes schwiegen die beiden betreten; sie wollten ihm den Kirchenschlüssel aushändigen, er warf ihn aber mit den Worten ins Gras: „*Wer das Guet hat, hab auch den Slüssel*" Darauf erhoben die beiden ein großes Geschrei: „Rette sich, wer kann", jedermann solle fliehen, was sie selbst auch vorhätten. Durch das untere Tor und die Weingärten eilten sie sodann in den Vogelsangwald, von dort weiter bis nach Wiener Neustadt. Nach dem Abzug der Türken kehrten sie nach Rust zurück, ohne Kirchenschatz. Sie behaupteten, den Schatz auf der Flucht im Vogelsangwald vergraben, bei der Rückkehr aber nicht mehr gefunden zu haben. Als aber Anglmacher, der vor dem Türkenzug zu den ärmsten Rustern gehört hatte, in der Folgezeit nicht nur mehrere Weingärten kaufte und seinen Verwandten Geld lieh, sondern auch in den Gasthäusern von Ödenburg und Eisenstadt mit Geld praßte und spielte, erhob sich der Verdacht, daß sie sich den Kirchenschatz unrechtmäßig angeeignet haben könnten. Der neue Marktrichter Kißling erhob vor dem Landgericht in Ungarisch-Altenburg Anklage gegen Een und Anglmacher auf Rückerstattung des Kirchenschatzes, den er auf insgesamt 500 Pfund Pfennig schätzte. Die Beschuldigten bezeichneten jedoch die Bezichtigung als Verleumdung und erhoben ihrerseits Anklage gegen die Gemeinde; sie behaupteten, den 30 Pfund Pfennig nicht übersteigenden Schatz nur aus Christenpflicht an sich genommen und später auf die erwähnte Art verloren zu haben; im Vergleich zu so vielen Städten, Märkten, Dörfern und Burgen, die in Flammen aufgegangen seien, mute der Ruster Verlust als Bagatelle an. Da es der Marktgemeinde nicht gelang, den inzwischen in Kranichberg ansässigen früheren Pfarrer Hans zu einer Aussage zu bewegen — dieser befürchtete, deswegen „in Unrat" gezogen zu werden — und auch andere Zeugenaussagen zu geringe Beweiskraft aufwiesen, wurden schließlich beide Gerichtsverfahren im gegenseitigen Einvernehmen eingestellt. Korruption oder Verleumdung? Die Klärung des wahren Sachverhalts wird wohl für immer verborgen bleiben.

Eine hervorragende Quelle für die „pannonische Passion", den Leidensweg des Menschen in diesem Raum während der Türkenkriegszeit, stellen die Richter-, Zechmeister- und Kämmererrechnungen der Städte und Märkte dar. In den nach Einnahmen und Ausgaben gegliederten Rechnungen werden u.a. auch alle kleinen Ausgaben notiert, die von den Gemeindeverantwortlichen als Almosen an Bedürftige ausgegeben wurden. Wir finden unter diesen Ausgaben die sogenannte „Ritterzehrung", eine kleine finanzielle Gabe, die durchreisenden Soldaten gewährt wurde, weiters Gaben an Studenten, Mönche, Spielleute, Musikanten, arbeitssuchende Handwerksgesellen, Gerichtsdiener, aus religiösen Gründen aus Österreich, Steiermark, Böhmen, Mähren und anderen Gebieten vertriebene evangelische

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

Schulmeister und Pfarrer, an verarmte, abgebrannte, während des Dreißigjährigen Krieges um ihre Habe gekommene Leute aus dem Deutschen Reich, unter denen sich auch viele Adelige befinden. Besonders häufig sind die Nachrichten über „*arme Gefangene*", „*Gefangene aus der Türkei*", die für ihre *Ranzionierung* um eine milde Gabe bitten. Die Ranzion bedeutete die Freilassung des Gefangenen gegen Entrichtung des festgesetzten Lösegeldes. Gefangene galten ja nach dem Kriegsrecht als Leibeigene, Sklaven ihres Herrn, und konnten sich von den Fesseln der Unfreiheit nur durch ausdrückliche Freilassung seitens ihres Herrn lösen. Wenn die Angehörigen bzw. Verwandten des Gefangenen die festgesetzte Lösegeldsumme nicht aufbringen konnten oder wollten, wurde es den Gefangenen gelegentlich freigestellt, sich das Lösegeld selbst zusammenzubetteln. Als Sicherstellung, daß die Gefangenen ihre Reiseerlaubnis in das christliche (bzw. türkische) Herrschaftsgebiet nicht zur Flucht aus der Sklaverei benützen würden, diente den Herren der Gefangenen nicht nur der Umstand, daß dieses System der Ranzionierung auf christlich-türkischer Gegenseitigkeit beruhte, sondern es wurden häufig auch Familienangehörige des Gefangenen als Kaution zurückbehalten; die Gefangenen hatten ja während der oft jahrzehntelangen Dauer ihrer Gefangenschaft zumeist geheiratet und Kinder bekommen. In den Ruster Richterrechnungen finden sich beispielsweise noch in den Vierzigerjahren des 17. Jahrhunderts Nachrichten über bettelnde Gefangene, die bereits in der Bocskay-Rebellion 1605 vom türkischen „Erbfeind" gefangengenommen worden waren, also rd. vier Jahrzehnte zuvor! — Glückte einem Gefangenen die Flucht oder gelang es ihm, sich durch Ranzion aus der Sklaverei zu befreien, war dies oft der Anlaß für eine Votivgabe; ein Beispiel hiefür ist das Votivbild des Purbacher Andreas Grein aus 1647.

Die wohl bekannteste Türkensage des Burgenlandes ist die Geschichte des im Rauchfang gefangenen *Purbacher Türken*, deren allgemein bekannte Details nicht vorgeführt werden müssen. Sagentypologisch gehört diese Geschichte in die Gruppe der „Trinklegenden", ähnlich wie die Geschichte vom Rothenburger Riesenhumpen, dessen Leerung durch den Stadtbürgermeister die Reichsstadt vor der Zerstörung durch die feindlichen Truppen bewahrte, oder die Sage von dem Schwedengeneral, der während des 30-jährigen Krieges sich im Weinviertel ständig in einer Sänfte herumtragen ließ, weil er wegen seiner dauernden Trunkenheit nicht stehen bw. auf dem Pferd sitzen konnte. In der örtlichen Überlieferung wird aber eine noch heute in Purbach vertretene Familie abstammungsmäßig mit diesem Türken in Verbindung gebracht; in den Purbacher Matriken gibt es tatsächlich die Meldung von der Taufe eines Türken. Die Meldung stammt aus den Siebzigerjahren des 17. Jh., in dieser Zeit läßt sich jedoch kein Bezug zu einem bestimmten kriegerischen Ereignis herstellen. Ob sich daher hinter der Geschichte des Purbacher Türken ein echtes historisches Ereignis verbirgt oder ob es sich um die legendäre Verdichtung, die gleichnishafte Komprimierung

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

der Erlebnisse einer ganzen Epoche handelt, muß offen bleiben; ich persönlich neige eher der zweiten Möglichkeit zu.

5. Zu den Klischees.

Abschließend möchte ich auf die eingangs erwähnten Klischeevorstellungen zur Türkenkriegszeit zu sprechen kommen. 1. Die *Armut des Burgenlandes,* verursacht durch die Zerstörungen der Türkenkriege. Selbstverständlich bringen Kriege immer wieder Zerstörungen unersetzbaren Kulturgutes mit sich; wir wissen aus den Kanonischen Kirchenvisitationen, daß 1683 viele Kirchen im Lande ausgebrannt sind und geplündert wurden, später mühsam instandgesetzt oder durch Neubauten ersetzt werden mußten; auch aus 1605 und 1529 sind Fälle von Kirchenzerstörungen bekannt. Den ärgsten Verlust für die Kunstgeschichte unseres Raumes bedeutete wohl die Sprengung der romanischen Klosterkirche von St. Gotthard im Jahre 1605 durch den steirischen General Teuffenbach; bei seinem Rückzug wollte er die als Festung verwendete Klosterkirche nicht den Türken bzw. den aufständischen Ungarn überlassen. Dadurch ist ein Bauwerk verlorengegangen, das in seiner Größendimension und künstlerischen Qualität den berühmten romanischen Abteikirchen von Ják und Leiden an die Seite gestellt werden konnte, ja diese wahrscheinilch sogar übertroffen hat. Im eigentlichen Burgenland selbst als einem rustikalen Hinterland waren jedoch Kunstbauten in nur provinzieller Qualität vorhanden, sieht man von der Burg Lockenhaus und der im 15. Jh. bereits beseitigten ursprünglichen Klosterkirche von Marienberg ab. Wie die Forschung der letzten Zeit ergeben hat, sind im Burgenland mehr als 40 romanische Kirchenbauten in situ, in Bauresten oder in der schriftlichen Überlieferung nachweisbar. Gute, z.T. hervorragende Qualität findet man in den Städten und Klöstern der Nachbarschaft, in Wiener Neustadt, Ödenburg, Hartberg, Ják, Leiden usw. Der Einfluß der Türkenkriege auf diese mittelalterlichen Kunstdenkmäler des Burgenlandes ist daher stark überschätzt worden. Im Gegensatz dazu läßt sich feststellen, daß gerade in dieser Periode der Fortifikationsbau und auch der bürgerliche Hausbau in Rust, Eisenstadt, Neusiedl, Purbach, Breitenbrunn, Ödenburg und Güns, um nur einige Beispiele zu nennen, Denkmäler hoher Qualität hervorgebracht hat: Die Wasserburg Kobersdorf etwa ist als einer der schönsten Renaissance-Schloßbauten des pannonisch-ostösterreichischen Raumes anzusehen.

Gerade in den Ausklang der Türkenkriegsperiode sind jene barocken Bauwerke zu setzen, die für die moderne Reisetouristik als Hauptanziehungspunkte und Paradeexempel der burgenländischen Architektur dienen, wie die Wallfahrtskirche von Frauenkirchen, 1702 nach den Plänen von Francesco Martinelli fertiggestellt, der 1707-1707 erbaute Kalvarienberg von Eisenstadt, die barocken Kirchen von Loretto, Lockenhaus und Rechnitz oder das Schloß Eisenstadt. Die Weinbauorte vor allem des nordburgenländischen Bereiches erwarben im 17. Jh. durch den Weinfernhandel

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

nach Schlesien, Polen, Böhmen und Mähren einen Wohlstand, der sich in der Erhebung von Eisenstadt und Rust zu königlichen Freistädten, vieler Dörfer in den Rang von Märkten und einer starken Bautätigkeit spiegelte.

Das zweite Klischee betrifft die weitgehende *Entvölkerung des Burgenlandes* durch die Türken und die dadurch ermöglichte Einwanderung der Kroaten. Von der seriösen Geschichtswissenschaft (z.B. Josef Breu) ist im Anschluß an die internationale Forschung (Abel, Grund) schon vor langem festgestellt, von Felix Tobler erst jüngst wieder bestätigt worden, daß die Siedlungen, in die die Kroaten im 16. Jh. einwanderten, bereits vor der Zeit der Türkenkriege entweder teilweise oder zur Gänze entvölkert waren und wüst lagen. Die seltenen Neugründungen von Siedlungen durch Kroaten erfolgten in der Regel auf dem Territorium schon vor langer Zeit im Mittelalter zugrundegegangener Dörfer. Die Ursache für das partielle oder gänzliche Veröden so vieler Siedlungen im Spätmittelalter — eine Erscheinung, die überall in Europa zu beobachten ist — wurde vor allem zwei Faktoren zugeschrieben: Dem „Schwarzen Tod", der Pest, die um 1350 angeblich bis zu 90 % der europäischen Bevölkerung hinwegraffte, zweitens der spätmittelalterlichen sogenannten „Agrarkrise", einem im Gefolge der Umstellung von der Naturalwirtschaft auf die Geldwirtschaft einsetzenden wirtschaftlichen Stagnationsprozeß, der zur Auflassung der reinen Getreidebausiedlungen, hingegen zur gleichzeitigen Vergrößerung der Weinbau- und Handwerkersiedlungen führte. Am Beispiel der Grafschaft Forchtenstein erkennen wir, daß der Wüstungstrend sich zwischen dem Ende des 15. Jh. und 1526 bereits wieder gewendet hatte, daß knapp vor den Türkenkriegen sich die Siedlungslücken der Dörfer wieder zu füllen begannen, daß aber noch genügend leere Bauernhofstellen für die später ankommenden kroatischen Flüchtlinge zur Verfügung standen. Der prozentuelle Anteil der von den Türken getöteten oder verschleppten Untertanen wird unter dem Einfluß der Greuelpropaganda, die nachträglich die ganze Schuld an jeder Misere den Türken in die Schuhe schob, maßlos überschätzt. Aus dem Kriegsjahr 1605, in dem unser Gebiet mehrmals vom Feind überzogen wurde, und das in seiner Wirkung die Jahre 1529, 1532 und 1683 zweifelsohne übertraf, können wir die Zahl der getöteten und verschleppten Bevölkerung auf Grund der Angaben der im Esterházyschen Familienarchiv Forchtenstein aufliegenden Waisenbücher mit rd. 10 % der Gesamtbevölkerung ermitteln; in Donnerskirchen etwa fielen nach den Forschungen von Gisela Auer 57 Personen dem Feind zum Opfer. Die Behauptung Paul Esterházys, aus seinen Herrschaften seien im Jahre 1683 10.000 Personen getötet oder in die Gefangenschaft verschleppt worden, sind als Übertreibung anzusehen bzw. auf die Gesamtheit seiner vielen Besitzungen in Ungarn und Österreich zu beziehen; desgleichen scheinen die Behauptungen des Stiftes Heiligenkreuz, 4500 seiner Untertanen seien getötet oder verschleppt worden, unglaubwürdig: Die Pfarrmatriken, Urbare, Waisenbücher und anderen demographischen Quellen lassen keinen derart hohen menschlichen Aderlaß erkennen.

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

Wir müssen zudem bedenken, daß sich Bevölkerungsverluste, die durch Kriege, Pestepidemien (1600, 1644, 1713) und andere Katastrophen plötzlich hervorgerufen wurden, in der Regel sehr rasch ersetzen ließen, wenn nicht widrige ökonomische Umstände wie im Spätmittelalter dem Regenerationsprozeß hinderlich im Wege standen.

Die Zahl der ins österreichisch-ungarische Grenzgebiet im16. Jh. eingewanderten *Kroaten* wurde von Ujević und Breu auf rd. 60.000 geschätzt, neuerdings von Mirko Valentić in maßloser Übertreibung auf 150.000 bis 200.000. Eine relativ zuverlässige Schätzungsmöglichkeit der Bevölkerung bieten jedoch die Angaben der Urbare: Wenn man die Häuserzahl mit fünf multipliziert, erhält man annähernd die Zahl der Bevölkerung. Diese in der demographischen Wissenschaft für das 16. Jh. allgemein anerkannte Methode ergibt, daß in das eigentliche burgenländische Gebiet wahrscheinlich nicht mehr als 30.000 Menschen aus Kroatien eingewandert sind, eher sogar weniger. Diese Zuwanderer machten damals allerdings rd. 30 % der Gesamtbevölkerung aus. Obwohl sich die kroatische Bevölkerung des Burgenlandes in der Folgezeit ebenso rasch wie die deutsche zahlenmäßig vermehrte, ist ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung allmählich zurückgegangen, vor allem durch Assimilation in Gemeinden, in denen der kroatische Anteil die Minderheit bildete. Zumeist wird übersehen, daß zeitgleich mit der Einwanderung der Kroaten auch ein starker Bevölkerungsschub aus anderen Richtungen erfolgte und zum rasanten Bevölkerungsanstieg bis 1600 beitrug: Aus den gefährdeten Gebieten an der türkischen Grenze bzw. den unter türkischer „Huldschaft" stehenden Gebieten drängte ein *magyarischer* Siedlungsstrom nach Westen; damals wurden viele Gemeinden des Pinkabodens, auch die Städte und Märkte von einer z.T. ansehnlichen magyarischen Minderheit bewohnt; im Gefolge der Magnaten Batthyány, Erdődy, Zrinyi und Nádasdy kamen magyarische Gefolgsleute und Beamte (Herrschaftspersonal) nach Westen. Im Seewinkel ließen sich heiduckische Ochsentreiber und -händler nieder und magyarisierten die Bevölkerung einiger Orte (Martenhofen, Tadten); an diese längst eingedeutschte magyarische Siedlungswelle erinnern heute noch die im Seewinkel häufig anzutreffenden Familiennamen Thury (Leute, die aus Túr, Mezőtúr, einer Stadt in der großen ungarischen Tiefebene, stammten), Gelbmann (der Name entwickelte sich aus dem magyarischen Kelemen über Gellmen, Gellman zu Gelbmann) u.a.m. Noch stärker als die magyarische Zuwanderung war die *deutsche:* Im Bereich der Grundherrschaft Bernstein allein entstanden in der 2. Hälfte des 16. und 1. Hälfte des 17. Jh. neun deutschsprachige Dörfer, teils durch Bergwerks- und Glashüttenarbeiter aus der Steiermark, teils durch protestantische Flüchtlinge im Gefolge der Gegenreformation in der Steiermark und Kärnten. Der Zuzug eines starken Bevölkerungsstromes aus Kärnten ist besonders im 17. Jh. zu beobachten, er hatte zweifellos auch ökonomische Ursachen, da wir unter den Ankömmlingen auch Katholiken finden. Einen ständigen Nachwuchs erhielt die deutsche Bevölkerung des Landes durch

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

den Zustrom von *Handwerkern* aus allen deutschen Provinzen. Hiebei sind interessante regionale Präferenzen zu beobachten: Die Faßbinder kamen z.B. vorwiegend aus der Oberpfalz, die Bierbrauer aus Bayern und Schwaben. Als letzter geschlossener Bevölkerungsnachschub aus deutschen Regionen sind die *Schwaben* anzusehen, die sich nach der Vertreibung der Türken in großer Zahl in den befreiten Gebieten Innerungarns niederließen (Banat, Bácska), z.T. auch auf ihrer Wanderschaft in unserem Gebiet hängen blieben: So erfahren wir im Jahre 1712 von stärkeren Schwabeneinsiedlungen in Antau und Großhöflein; für den Hinweis auf diese habe ich Herrn Forstrat Csatay vom Esterházyschen Archiv herzlich zu danken. Schwäbische Einsiedlung wird auch für die südburgenländischen Gemeinden Luising, Hagensdorf und Strem angenommen.

Der Türkenkriegszeit verdankt das Burgenland aber noch andere Farbtupfen in der bunten Palette seiner Bevölkerung: Der Anteil der „*Welschen*", der Italiener, an unserer Bevölkerung blieb zwar anteilsmäßig sehr bescheiden, dennoch sollte dieses Element wegen seines spezifischen Charakters nicht übersehen werden: Im 16. und 17. Jh. gehörten die Berufe des Baugewerbes, der Maurer, Steinmetzen, Bildhauer, Maler, Stukkateure, weiters die Kauf- und Handelsleute, die Messerschleifer und vor allem die Rauchfangkehrer (Spacicamini) zu dieser Volksgruppe. Ragusaner, Reizen (= Serben), wegen ihres Glaubensbekenntnisses häufig als „Griechen" bezeichnet, traten nur vereinzelt in Erscheinung; dennoch bewahrt der Name Sankoház-Meierhof bei Güssing die Erinnerung an Nicolaus Sanko, einen reichen ragusanischen Händler, der in Ofen vor dessen Einnahme durch die Türken große Geschäfte gemacht hatte und später im südburgenländischen Sulz als Grundherr ansässig wurde, bis zum heutigen Tage auf.

Zwei Bevölkerungsgruppen, die sich gerade in dieser Periode im burgenländischen Gebiet niederließen, erlangten für die weitere Geschichte eine nicht unerhebliche Bedeutung, nämlich die *Juden* und die *Zigeuner*. Die ersten jüdischen Gemeinden als Ghettosiedlungen im Schutze der Grundherrschaft entstanden nach der ins Mittelalter zurückreichenden Eisenstädter Gemeinde im Jahre 1526 in Mattersburg, Kobersdorf und Neckenmarkt. Hier ließen sich die aus Ödenburg vertriebenen Juden nieder; trotz vielfacher Anfeindungen gelang es ihnen, das Netz ihrer Siedlungen im 16. und 17. Jh. auf Lackenbach, Deutschkreutz, Neufeld, Gattendorf, Kittsee, Frauenkirchen, Stadtschlaining, Rechnitz und Körmend auszudehnen, während Neckenmarkt aufgegeben wurde; vorübergehend gab es auch in Mönchhof und Nikitsch jüdische Niederlassungen, im 18. Jh. trat die Gemeinde Güssing hinzu, die aus einer Filiale von Rechnitz entstanden war. Die Esterházyschen Siebengemeinden und die Batthyányschen Fünfgemeinden bildeten späterhin bis zur Säkularisierung bzw. Vernichtung im 20. Jh. einen nicht nur für die burgenländische Geschichte, sondern auch für die Geschichte des jüdischen Volkes wichtigen Faktor.

Die *Zigeuner* treten uns in unserem Raum erstmals im ersten Drittel des

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

17. Jh. entgegen; die Ruster Richterrechnungen verzeichnen ab 1630 fast alljährlich große Zigeunergruppen, die mit ihren Pferden vor den Markttoren lagern und mit einem Almosen von der Gemeinde zum Weiterreiten veranlaßt werden. In den Pfarrmatriken vieler Orte finden wir seit der 2. Hälfte des 17. Jh. Zigeuner erwähnt, die als Hirten voll in das Gemeindeleben integriert erscheinen und auch Eheverbindungen mit der bäuerlichen Bevölkerung eingehen. Die im 18. Jh. zu beobachtende Animosität der Bevölkerung gegen die Zigeuner ist in unserer Berichtsperiode noch nicht zu bemerken. Später wurden ja alljährlich von den Gemeinden sogenannte „*Zigeunerjagden*" durch die Wälder veranstaltet, gesellschaftliche Hauptereignisse im dörflichen Jahresablauf. Zu geschlossenen Zigeunerghettosiedlungen ist es im 17. Jh. allerdings noch nicht gekommen, diese sind im wesentlichen erst im 19. Jh. entstanden, als man sich im Geiste der Aufklärung um eine zumindest teilweise Integration des „asozialen" Elements in die Gesellschaft bemühte.

Und nun zum dritten Klischee: Das *Verhalten der Grundherren, Städte, Märkte und Bauernbevölkerung* auf dem flachen Land wurde von der Propaganda je nach Gebrauch mit einfachen Etiketten wie „Verrat" bzw. „Treue" abgestempelt. Manche Städte, wie Wr. Neustadt oder Ödenburg, legten sich den Titel „Allzeit Getreue" zu, als Nachweis ihrer beständigen Treue zum Kaiserhause während der Krisenzeiten. Wie sah aber die Wirklichkeit aus? Da der bürgerliche Besitz vor allem in fahrender Habe bestand und daher der Gefahr der Entfremdung durch Raub, Plünderung, Requirierung, Feuersbrunst besonders stark ausgesetzt war, entwickelten die Städte die Fähigkeit, sich in kritischen Situationen jeweils geschickt der momentan stärkeren der kontrahierenden Parteien anzuschließen, um solcherart den Großteil des Besitzes zu retten. 1605 unterwarfen sich die Städte Tyrnau und Güns der Bocskay-Partei, Ödenburg wurde daran nur dadurch gehindert, daß der kaiserliche Reitergeneral Trauttmanstorff, der mit seinen 1000 Reitern in der Stadt lagerte, die Schlüssel zu den Stadttoren vorsorglich an sich nahm, um die Stadtväter vor der Versuchung zu bewahren; 1683 huldigten sowohl Ödenburg als auch Rust, Eisenstadt, Güns und andere Städte den Türken bzw. der Tököly-Partei. Auch die Grundherrn lernten im Laufe der Periode die Kunst des Möglichen: Während im Jahre 1605 nur die Nádasdy die Konsequenz aus der Aussichtslosigkeit einer Verteidigung gegen einen übermächtigen Gegner angesichts des Ausbleibens einer wirkungsvollen Unterstützung zogen und sich mit der Bocskay-Partei arrangierten, Franz Dersffy von Landsee sich neutral zu verhalten und hiezu auch die Stadt Ödenburg zu überreden versuchte, um hiedurch den Türken den Vorwand zum Anmarsch zu nehmen, hingegen die anderen Grundherren unseres Raumes ihre habsburgtreue Haltung mit der totalen Verwüstung ihrer Besitzungen und großem Leid ihrer untertänigen Bevölkerung erkaufen mußten, zogen im Jahre 1683 fast alle Grundherren außer Paul Esterházy und Kéry die vorgenannte Konsequenz. Daß es ihnen solcherart

©Amt der Burgenländischen Landesregierung, Landesarchiv, download unter www.zobodat.at

gelang, ihre Güter besser vor der Verwüstung, ihre Untertanen vor Totschlag und Gefangennahme zu bewahren als Esterházy, der dem fliehenden Kaiser nach Passau folgte, mag ihnen im nachhinein die Erduldung der Schmachbezeichnung „Verräter" leicht gemacht haben. Die Magnaten waren gezwungen, stets auf zwei Beinen zu stehen und mit beiden Seiten Kontakt zu halten, um das Bestmögliche für sich und ihre Besitzungen aus der jeweiligen Situation herauszuschlagen; der Kampf der beiden Weltmächte war ja nicht unbedingt ihr eigener Kampf, die Interessen von Wien und Konstantinopel nicht identisch mit ihren eigenen politischen Wunschvorstellungen; im Verhalten der Magnaten spiegelt sich auch der Kampf der alten, ererbten ständischen Freiheiten gegen den absolutistischen Machtanspruch des Herrscherhauses.

Am schwersten betroffen durch die kriegerischen Ereignisse war immer die bäuerliche Bevölkerung; sie verlor nicht nur die Lebensmittel zur Selbstversorgung, mit dem Samen für den künftigen Anbau und dem Zugvieh auch die wirtschaftlichen Betriebsmittel. Daß diese Bauern — ähnlich den Söldnern — aus Existenznot manchmal gezwungen waren, sich durch Überfall auf benachbarte steirische Dörfer (und umgekehrt) zu helfen, wird aus dieser Sicht begreiflich. In einer historischen Dimension, wenn es um das nackte Überleben geht, verlieren eben Begriffe wie „Treue", „Verrat", „Recht" und „Unrecht" ihren Stellenwert und erlangen die darwinistischen Lebensprinzipien Vorrang.

Die Turnerfamilie Höld

Ein Beitrag zur bürgerlichen Musikpflege im alten Eisenstadt

Von Sepp Gmasz, Neusiedl am See

Im Gegensatz zur höfischen Musikkultur ist die bürgerliche Musikpflege des alten Eisenstadt noch kaum ins Blickfeld musikwissenschaftlicher Forschung geraten. Überhaupt vermißt man noch immer eine Gesamtdarstellung der Musikgeschichte Eisenstadts, wie sie Kornél Bárdos etwa für Ödenburg oder Raab vorgelegt hat.[1] In einer derartigen Musikgeschichte müßte auch die Familie Höld ihren Platz haben, da sie doch fast hundert Jahre lang das Amt der „Turnerei" ausübte und so das kirchliche und weltliche Musikleben der Stadt entscheidend mitprägte.

Einen ersten ausführlichen Hinweis auf die Turnerei in Eisenstadt gibt André Csatkai 1931 in den „Mitteilungen des Burgenländischen Heimat-

1 Bárdos Kornél, Sopron zenéje a 16.—18. században. Budapest 1984.
Ders., Győr zenéje a 17.—18. században. Budapest 1980.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Burgenländische Heimatblätter

Jahr/Year: 1986

Band/Volume: 48

Autor(en)/Author(s): Prickler Harald

Artikel/Article: Das Burgenland während der Periode der Türkenkriege 1-23